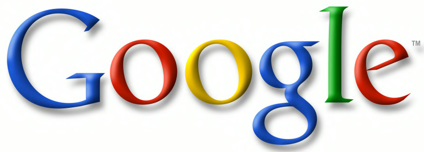


Jungmann · Heinrich Heine ein Nationaljude · 1896

Heinrich Heine ein Nationaljude.

Eine kritische Synthese

von

Max Jungmann.



Berlin, 1896.
Verlag Siegfried Cronbach.

Heinrich Heine ein Nationaljude.

Eine kritische Synthese

von

Max Jungmann.



Berlin, 1896.
Verlag Siegfried Cronbach.

Seinen lieben Eltern

gewidmet

vom

Verfasser.

Vorrede.

Heinrich Heine besaß die wunderbare Neigung, dem Publikum ein möglichst schlechtes Bild von sich zu geben, seine Tugenden vor der Öffentlichkeit zu verleugnen und seine Laster weit greller zu zeichnen, als sie in Wirklichkeit waren. Allerdings legte er diese Selbstverleumdung nur in den Schriften nieder, die für die Leserwelt bestimmt waren, während er sich im vertrauteren Verkehr und in seinen Briefen so gab, wie ihn die Natur geschaffen hatte. Deswegen muß man bei der Charakteristik des Dichters dementsprechend verfahren, d. h. das Hauptaugenmerk auf die Schriften richten, die dem Forscher die intimen Verhältnisse Heines erschließen. Er besaß einen Charakter, „der wohl an sich von einer sehr rätselhaften Komposition war, aber durch Unkenntnis und Parteilüge, die sich an ihn hing, noch dunkler und verworrener erschien, als er es in Wirklichkeit war.“[1]) Diese „dämonische Lust“ sich möglichst schlecht zu machen, trug einen guten Teil der Schuld an den Feindseligkeiten, denen Heine von seinem ersten öffentlichen Auftreten an bis zu seinem Tode ausgesetzt war, an den

---

[1]) Vgl. Heinrich Heine. Erinnerungen. Von Alfred Meissner. Hamburg 1856.

Schmähungen, die noch heute gegen den längst verstorbenen Dichter geschleudert werden von Leuten, die weder seine Werke noch seinen Charakter kennen, die sich mit der Thatsache begnügen, daß er ein Jude war, um ihn zu verdammen. — Wie der Dichter selbst wegen der Unwahrheit in seinem Benehmen oft in Widersprüche gerät, sind auch seine Gegner, die sich vom Vorurteil gegen ihn beherrschen lassen, uneinig in ihren eigenen Ansichten über ihn. So äußerte der intelligenteste von ihnen, Heinrich v. Treitschke, einmal: „Heine ist doch schlechthin der einzige deutsche Lyriker, der nie ein Trinklied gedichtet; sein Himmel hing voll von Mandeltorten, Geldbörsen und Straßendirnen; nach echter Germanenart zu zechen, vermochte der Orientale nicht.“[1]) Dieser thörichte Vorwurf wird nicht ernst genommen werden, wenn man bedenkt, daß er lediglich den persönlichen Haß eines Judenfeindes befriedigen sollte; denn im Jahre 1894 schrieb Treitschke an den Schriftsteller Josef Schrattenholz, der sich mit der Herausgabe des „Antisemitenhammers“ beschäftigte, folgendes über den Dichter: „Heines unsterbliche Werke sind wahrhaftig nicht jene internationalen Witze, um deren Willen er le seul poète vraiment parisien genannt wurde, sondern die schlichtweg deutsch empfundenen Gedichte; so die „Loreley“, dies echte Kind deutscher Romantik, so jene herrlichen Verse: „Schon tausend Jahr in Gräcia“, die noch immer alles zusammenfassen, was die Deutschen seit Winkelmanns Tagen über die Schönheit der hellenischen Welt gesungen und gesagt hatten. Heine ist sogar in seiner Sprache wie alle unsere großen Schriftsteller nicht ohne leisen landschaftlichen Anklang. Wie Goethe den Franken, Schiller den Schwaben nicht verleugnen kann, wie Lessing und

---

[1]) Düsseldorf und Heinrich Heine. Eine Würdigung des geschmähten Dichters. Von Hugo Lachmanski. Berlin 1893.

Fichte, so grundverschieden unter sich, doch beide unverkennbar Obersachsen sind, so zeigt sich Heine, wo seine Kraft rein zu Tage tritt, als der Sohn des Rheinlandes." — Der Orientale ein Sohn des Rheinlandes!

Es ist in der That schwer, in der Charakteristik eines großen Mannes unparteiisch zu verfahren, zumal wenn er in der Politik eine Rolle gespielt hat. Ich bin mir dieser Schwierigkeit vollkommen bewußt und werde mich umsomehr bemühen, streng sachlich und objektiv vorzugehen; denn es kommt mir nicht darauf an, um jeden Preis nachzuweisen, daß Heine ein Nationaljude war, sondern der Wahrheit die Ehre zu geben, eine historische Thatsache zu konstatieren.

Motto: „Nationalerinnerungen liegen tiefer in der Menschen Brust, als man gewöhnlich glaubt. Man wage es nur, die alten Bilder wieder auszugraben, und über Nacht blüht hervor auch die alte Liebe mit ihren Blumen."

Heine: Reisebilder (Norderney).

Nationalität und Religion der Juden waren in der Geschichte dieses Volkes immer so eng mit einander verbunden, daß man sich von der angewöhnten Anschauung nur schwer zu befreien vermag, daß man auch noch heutzutage eine Trennung dieser beiden grundverschiedenen Ideale vielfach nicht begreifen kann. In der Heine-Literatur hat sich dieser Fehler arg gerächt; denn man wußte, daß der Dichter manche Vorliebe für das Judentum besaß, mit einem gewissen Respekt von Christus sprach, eine Zeit lang den Saint-Simonisten angehörte, und immer ziemlich atheistisch oder, wenn man will, pantheistisch dachte, und seine Biographen wußten nicht ein noch aus.

Karpeles, der sich um die Heine-Forschung außerordentliche Verdienste erworben hat, hielt im Jahre 1868 in Breslau, wo er studierte, einen Vortrag über „Heinrich Heine und das Judentum"[1]), und führte darin aus, daß der Dichter sein

[1]) Der Vortrag ist als Buch erschienen und enthält manche Unrichtigkeiten hinsichtlich der Familie des Dichters.

ganzes Leben hindurch dem jüdischen Glauben angehört habe, an dessen Eigentümlichkeit er kein Jota habe vermissen wollen. „Der damals sich regenden Reform im Judentum war Heine gänzlich abgeneigt. Es zeigt dies namentlich ein Brief an Wohlwill[1]), damals Lehrer an der Schule des Reformvereins in Hamburg, wo er sich über die jüdischen Hühneraugenoperateure David Friedländer & Co. sehr lustig macht.“ Nun zitiert der Verfasser Heines eigene Worte: „Wir haben nicht mehr die Kraft zu fasten, einen Bart zu tragen und uns Judenmauschel nachrufen zu lassen, und darin liegt das eigentliche Motiv unserer Reformation“, und an Moser schrieb der Dichter: „Meine Vorliebe für das konsequente, rigorose Rabbinentum lag schon vor vielen Jahren in mir als ein Resultat historischer Untersuchungen, nicht als apriorische Annahme“. Diese Äußerungen sprechen sicherlich mehr für Heines Vorliebe zur Nation als zur Religion der Juden, und wenn Karpeles dem Dichter drei spezifisch jüdische Eigenschaften zuschreibt: 1. seine Formfreiheit in den Gedichten, 2. seinen ironischen Witz, 3. seinen Weltschmerz, so muß man annehmen, daß dem Vortragenden mehr das Nationale als das Religiöse an Heine vorschwebte. Auch des Dichters Vorliebe für das rigorose Rabbinentum, das Resultat historischer Untersuchungen, ist keineswegs religiöse Empfindung, sondern sie entspringt der Befürchtung, daß das Judentum durch die Reform, durch die Nachahmung fremder Gebräuche, zugrunde gehen könnte. In diesem Sinne hat er sich oft genug ausgesprochen.

Äußerst einfach behandelt der Dr. Alfred Christlieb Kalischer „Heines Verhältnis zur Religion“. Seine Arbeit macht den Eindruck, als mühte er sich ab unter allen Umständen

---

[1]) Der Brief wurde am 1. April 1823 geschrieben.

Heinrich Heine ein Nationaljude.

Eine kritische Synthese

von

Max Jungmann.



Berlin, 1896.

Verlag Siegfried Cronbach.

diesen Passus äußerst geschickt heraus und sagt: „Heine will sich also nicht aus rein äußerlichen Motiven zur Taufe bequemen. Wenn er nun nicht lange darnach dennoch die christliche Taufe empfing, so wird man wohl schon jetzt zur Meinung berechtigt sein, daß doch ein gut Teil christlicher Erkenntnis vorhanden gewesen sein muß, als Heine sich trotz seiner Antipathie gegen den Taufakt, dennoch entschloß, sich der heiligen Handlung zu unterziehen." Das klingt ganz logisch und ist doch grundfalsch; denn unmittelbar nach seiner Taufe schrieb der Dichter in sein Tagebuch:

„Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig Wochen
In den Staub zu treten dachtest."

Sein Haß gegen die ihm gleichsam aufgezwungene Religion äußert sich noch klarer in dem Briefe, der seinen Freund Moser von dem Übertritt in Kenntnis setzen sollte. „Da mal die Rede von Büchern ist", schreibt er, „so empfehle ich Dir Golowins Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, daß die Japaner das zivilisierteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen: das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk nichts so sehr verhaßt und zum Greuel ist als eben das Christentum. Ich will ein Japaner werden. Es ist ihnen nichts so verhaßt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden. —

Vielleicht schicke ich Dir heute noch ein Gedicht aus dem Rabbi, worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte Dich sehr, das Gedicht, sowie auch was ich Dir von meinen Privatverhältnissen sage, niemanden mitzuteilen. Ein junger spanischer Jude, der sich aber aus Luxusübermut taufen läßt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel

und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach."

Ebenso deutlich geht seine Abneigung gegen das Christentum aus einem Briefe hervor, den er am 14. Dezember 1825, also auch noch in demselben Jahre, wo er getauft wurde, an Moser richtete: „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Cohen versichert mich, Gans predige das Christentum und suche die Kinder Israel zu bekehren. Thut er dieses aus Überzeugung, so ist er ein Narr; thut er es aus Gleißnerei so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören Gans zu lieben; dennoch gestehe ich, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich statt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen.

Daß Du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohen versichert und es sogar von Dir selber haben will. — Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein Dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere Dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben. — — —

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog und besonders stichelte: wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden." Am 9. Januar 1826 schreibt er: „Ich bereue sehr, daß ich mich getauft hab'."

Noch ein Brief sei hier erwähnt, den er am 23. April 1826 an Moser schrieb. Es heißt darin: „Du hattest damals auch einige sehr gute Gedanken über Judentum, christliche

Niederträchtigkeit der Proselytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur die Absicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, sondern durch die Taufe etwas erlangen, etwas erschachern wollen, und dergleichen mehr, die Du gelegentlich einmal aufschreiben solltest. Du bist ja selbständig genug, als daß Du es wegen Gans nicht wagen dürftest, und was mich betrifft, so brauchst Du Dich wegen meiner gar nicht zu genieren. — — — — — Ich bin froh, der alte Friedländer und Bendavid[1]) sind alt und werden bald sterben, und diese haben wir dann sicher, und man kann unserer Zeit nicht den Vorwurf machen, daß sie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen könne."

Heine hat oft genug, auch in späterer Zeit, gesagt, wie er über das Christentum denke, als daß man sich nicht selbst ein Urteil bilden könnte, sondern für bare Münze nehmen müßte, was Christlieb Kalischer glauben machen will. In der „Vorrede zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" (1833) schreibt der Dichter über das Christentum: „Ich spreche von jener Religion, in deren ersten Dogmen eine Verdammnis alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses abtöten will, um den Geist zu verherrlichen, ich spreche von jener Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben durch die Verdammnis des Fleisches die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden und durch die Unmöglichkeit, ganz Geist zu sein, die Hypokrisie sich ausbilden mußte; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls

[1]) Friedländer und Bendavid sind zwei von den wenigen Mitgliedern des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, die sich nicht haben taufen lassen.

durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemut und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden". Diese Stelle enthält ebensowenig eine Begeisterung für die angenommene Religion wie seine Worte: „Daß ich Christ ward, ist die Schuld jener Sachsen, die bei Leipzig plötzlich umsattelten, oder Napoleons, der doch nicht nötig hatte nach Rußland zu gehen, oder seines Lehrers, der ihm zu Brienne Unterricht in der Geographie gab und ihm nicht gesagt hat, daß es in Moskau im Winter sehr kalt ist." — — — „Wenn Montalembert Minister wird und mich von Paris fortjagen wollte, würde ich katholisch werden — Paris vaut bien une messe."[1])

Seine Taufe war also wirklich nur ein ganz äußerlicher Akt, vielleicht eine Handlung aus „Luxusübermut" oder „um die Rechte der Juden wirksamer verfechten zu können", oder um eine „Stelle zu bekommen", vielleicht auch aus all diesen Gründen, jedenfalls aber nicht aus Überzeugung. „Er selbst hat seine Taufe nie verleugnet," sagt Hermann Schiff[2]), „und giebt auch an, wie leicht und billig sie in Eppendorf zu haben war. Dagegen aber hatte er bei jeder Gelegenheit seine christlichen Überzeugungen aufs entschiedenste öffentlich in Abrede gestellt. Auch noch auf seinem Sterbebette."

„In der That," sagt Heine im Vorwort zu A. Weill's Sittengemälden (1847), „unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung,

---

[1]) Vgl. Karpeles: Heinrich Heine, „Gedanken und Einfälle", Band 8, Berlin 1887.

[2]) Dr. H. Schiff: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus." Briefe an Strodtmann. Hamburg 1866. Vgl. Brief 7.

in ihren Tempelpalästen sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von allen Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, daß es ein Zeitalter gab, in welchem ein Toter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brot, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen."

Der Dichter gesteht offen, daß er geeigneten Falls auch Katholik geworden wäre, obwohl er nur allzuhäufig den Katholizismus in der taktlosesten Weise gelästert hat. Fanny Lewald giebt in einem Aufsatz, der im Jahrgang 1886 von Westermanns Monatsheften[1]) veröffentlicht ist, ein Gespräch mit Heine wieder, wonach der Dichter immer eine Vorliebe für den Katholizismus gehabt haben wolle, weil er von einem katholischen Geistlichen erzogen worden sei und weil sein Vater ein Haus besessen habe, „welches das Onus hatte bei den Prozessionen einen Altar zu errichten. . . ." „Das waren denn immer Feiertage für mich, diese Ausstaffierung des Prozessionsaltars," sagt Heine. — Derartige nicht verstandene Äußerungen gaben dann seinen Biographen nicht selten Anhaltspunkte, um den Dichter so darzustellen, wie sie ihn sich wünschten.

Heine haßte das Christentum in der Tiefe seiner Seele, und jedesmal, wenn er von Judenverfolgungen hörte, ward sein Zorn aufs neue angefacht. Seinen Haß hat er im

---

[1]) Fanny Lewald: Erinnerungen an Heinrich Heine. Leipzig 1886.

„Almansor“ verewigt, und er schreibt darüber am 29. Oktober 1820 an seinen Freund Steinmann: „In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mitsamt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit.“ Das Drama ist also gleichsam ein Abbild von der Seele des Dichters. Und man könnte sagen: noch weit unhöflicher spricht er über das Christentum und seine Anhänger in den Reisebildern (die Stadt Lucca) an einer Stelle, die besonders gegen die Berliner gerichtet ist: „Es hat eine eigene Bewandtnis mit ihrem Christentum,“ heißt es da. „Dieses fehlt ihnen im Grunde ganz und gar, und sie sind auch viel zu vernünftig, um es ernstlich auszuüben. Aber da sie wissen, daß das Christentum im Staate nötig ist, damit die Unterthanen hübsch demütig gehorchen, und auch außerdem nicht zu viel gestohlen und gemordet wird, so suchen sie mit großer Beredsamkeit wenigstens ihre Nebenmenschen zum Christentume zu bekehren, sie suchen gleichsam Remplaçants in einer Religion, deren Aufrechterhaltung sie wünschen und deren strenge Ausübung ihnen selbst zu mühsam wird. In dieser Verlegenheit benutzen sie den Diensteifer der armen Juden, diese müssen jetzt für sie Christen werden, und da dieses Volk für Geld und gute Worte alles aus sich machen läßt, so haben sich die Juden schon so ins Christentum hineinexerziert, daß sie ordentlich schon über Unglauben schreien, auf Tod und Leben die Dreieinigkeit verfechten, in den Hundstagen sogar daran glauben, gegen die Rationalisten wüten, als Missionäre und Glaubensspione im Lande herumschleichen und erbauliche Traktätchen verbreiten, in den Kirchen am besten die Augen verdrehen, die scheinheiligsten Gesichter schneiden und mit so viel hohem Beifalle frömmeln, daß sich schon hier und da der Gewerbsneid regt und die älteren Meister des Handwerks schon heimlich klagen, das Christentum sei jetzt ganz in den

Händen der Juden.“ An einer anderen Stelle desselben Buches sagt er: „. . . . . täglich werden Ungläubige bekehrt und getauft — aber dies viele Wasseraufgießen macht die Suppe nicht fetter, und die neuen Rekruten der Staatsreligion gleichen den Soldaten, die Falstaff geworben — sie füllen die Kirche!“

Da Heine an das Christentum nicht nur nicht glaubte, sondern es sogar haßte, ist seine Taufe vom Standpunkte der absoluten Moral ganz entschieden zu verurteilen. Aber sie kann einigermaßen dadurch entschuldigt werden, daß diese Lüge in den Augen der damaligen Welt etwa einer Notlüge gleichkam; heutzutage ist das Scheußliche dieses Religionsschachers den Völkern etwas mehr ins Bewußtsein gelangt. Heine verdient auch darum Verzeihung, weil er selbst sein Unrecht erkennt und bedauert und unverhohlen über Christentum und Judentum spricht, wie er denkt, wenn er sich auch nicht immer parlamentarischer Ausdrücke bedient. Am wenigsten fein giebt er seine Ansicht in einem Briefe kund, der allerdings vor seinem Religionswechsel geschrieben ist. „Ich nenne das Christentum eine Idee“, heißt es da, „aber welche! Es giebt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideen-Wanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Christentum, das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet!“

Diese Ausdrucksweise ist sicherlich nicht nobel; aber wenn man bedenkt, daß den Juden in jener Zeit das Leben noch schwerer gemacht worden ist, als es heute geschieht, so kann man wohl begreifen, daß ein an sich nervöser Mensch, der

sich noch dazu fürs Höchste befähigt glaubt, und es darum nicht erreichen darf, weil er ein Jude ist, die Gewalt über sich verliert. —

Auch Alexander Weill erzählt in seinen Souvenirs intimes de Henri Heine[1]), wie der Dichter noch in den letzten Jahren seines Lebens über seine Taufe urteilte und aus welchen Gründen er sich hat taufen lassen.

„Un jour, ayant demandé à Heine," schreibt er, „pourquoi il s'était converti au protestantisme, il me dit: „Vous devez savoir qu'après être revenu d'Italie et d'Angleterre où je ne me suis nullement ressenti de ma religion, j'ai essayé d'éditer une Revue allemande, dont, tout abord, en ma qualité de juif, je ne pouvais pas être l'éditeur. Boerne, pour publier la Balance, a bien été forcé de se faire baptiser, bien qu'il ne soit pas plus chrétien que le roi de Prusse et moi. Un instant, je m'étais associé avec mon ami, le docteur Gans, pour améliorer l'état intellectuel et social des juifs. A peine eus-je entrepris l'œuvre, je me suis demandé: quel est ton but et que vas-tu faire? Évidemment, tu veux que tous les juifs soient aussi avancés que toi et ton ami Gans. En quoi consistent cet éclaircissement et cet avancement? A rejeter les miracles de la Bible et à mépriser toutes les prescriptions scolastiques du Talmud et des rabbins. Quand tout celà sera fait, quand tous mes correligionnaires auront dépouillé le vieil homme de Moïse et de Rabbi Jéhouda Hanasi, que leur restera-t-il? Les uns seront hégéliens, les autres shellingiens, d'autres spinosistes et d'autres rien du tout. Qu' auront-ils gagné? Seront-ils émancipés

[1]) Souvenirs intimes de Henri Heine par Alexandre Weill. Paris 1883.

parce qu' ils jureront par Hégel au lieu de jurer par Moïse? Nullement! Il faudrait de jurer par Jésus! Ils prêtéront un faux serment, car jamais juif ne croira à la divinité d'un juif, pas même Néander et Stahl, quoiqu'ils en aient. Seulement par ce mensonge eux et leurs enfants jouiront de tous leurs droits naturels que les chrétiens détiennent aux juifs. Pourquoi? Je n'en sais rien! Peut-être pour se venger d'eux de leur avoir donné le christianisme, la religion la plus fausse, la plus irrationelle, la plus absurde qui fût; une religion d'amour qui ne connaît que la haine; une religion de liberté qui ne connaît que le despotisme; une religion d'humanité qui n'a jamais pratiqué que la plus cruelle barbarie. Les chrétiens ne sont devenus humains que depuis qu'ils ne croient plus à leur religion, que depuis la Renaissance et la Réforme. Un protestant, c'est un catholique qui quitte l'idolâtrie trinitaire pour marcher vers le monothéisme juif. Il faut que le juif, à son tour, fasse l'autre moitié du chemin? Je me suis donc fait protestant. Je suis entré dans la forteresse pour mieux la démolir. Mais je démolis en même temps les bastions juifs, pour que tous les deux s'unissent sur le champ commun de la liberté!"

„Eines Tages, als ich Heine fragte, warum er sich taufen ließ, sagte er mir: Sie müssen wissen, daß ich nach meiner Rückkehr aus Italien und England, wo ich niemals üble Folgen meiner Religion verspürt habe, eine deutsche Revue herauszugeben versuchte, — deren Herausgeber ich von vornherein in meiner Eigenschaft als Jude nicht sein könnte. Börne ist ebenso zur Taufe gezwungen worden, um die Balance zu veröffentlichen, obwohl er nicht mehr Christ war als der König von Preußen und ich. Einen Augenblick hatte ich mich mit meinem Freunde, dem Doktor Gans, verbunden, um die geistige und gesellschaftliche Lage der Juden zu bessern.

Kaum hatte ich das Werk unternommen, da fragte ich mich: Was ist dein Ziel und was deine Absicht? Du willst offenbar, daß alle Juden so vorgeschritten seien wie du und dein Freund Gans. Worin besteht diese Aufklärung und dieser Vorschritt? In dem Verwerfen der Wunder der Bibel und in der Verachtung aller scholastischen Vorschriften des Talmud und der Rabbinen. Wenn alles dies geschehen sein wird, wenn alle meine Glaubensgenossen den alten Menschen des Moses und des Rabbi Jehuda Hanasi abgelegt haben werden, was wird ihnen bleiben? Die einen werden Anhänger Hegels werden, die anderen Schellings, die dritten Spinozas, andere nichts. Was werden sie gewonnen haben? Werden sie emanzipiert sein, weil sie zu Hegel schwören werden, anstatt zu Moses? Keineswegs! Sie müßten zu Jesus schwören! Sie werden einen falschen Eid leisten, denn niemals wird ein Jude an die Göttlichkeit eines Juden glauben, nicht einmal Neander und Stahl, wie sehr sie sich auch dagegen sträuben. Nur durch diese Lüge werden sie und ihre Kinder alle ihre natürlichen Rechte genießen, die die Christen den Juden vorenthalten. Warum? Ich weiß nichts davon! Vielleicht, um sich an ihnen zu rächen, weil sie ihnen das Christentum gegeben haben, die unwahrste, unvernünftigste, abgeschmackteste Religion, die es gab, eine Religion der Liebe, die nichts als den Haß kennt, eine Religion der Freiheit, die nichts kennt als den Despotismus, eine Religion der Humanität, die stets nur die grausamste Barbarei ausgeübt hat. Die Christen sind erst menschlich geworden, seitdem sie an ihre Religion nicht mehr glauben, seit der Renaissance und der Reformation. Ein Protestant ist ein Katholik, der den Aberglauben der Dreieinigkeit verläßt, um dem jüdischen Monotheismus entgegen zu gehen. Der Jude seinerseits muß die andere Hälfte des Weges machen. Ich bin nun Protestant geworden. Ich bin in die Festung eingetreten, um sie besser zerstören zu können. Aber ich zerstöre zur selben Zeit die jüdischen Vollwerke, damit beide sich vereinigen auf dem gemeinsamen Felde der Freiheit."

Trotz des Dichters offenbarer Abneigung gegen das Christentum hat er vor dem Stifter dieser Religion großen Respekt gehabt, und Christlieb Kalischer hat — zwar nicht ganz, aber zum Teil — recht, wenn er sagt: „In seinem Jünglingsalter und in seiner kräftigsten Manneszeit trat in Heines Ideengange die Gestalt Mosis außerordentlich be-

deutend hinter der Erscheinung Jesu, des Weltheilandes, zurück. Erst in späterem Alter, zumal in den letzten Leidenszeiten, tritt eine neue große Begeisterung für Moses auf, ohne daß die Hoheit Christi darunter wesentliche Einbuße erfährt." In der That, es ist etwas Wahres an dieser Behauptung. Heines Religion war die Religion der Freiheit, und er war für jeden großen Mann begeistert, der den Gedanken der Freiheit unterstützte. Daher seine Liebe zu Christus, zu Luther, zu Napoleon. Charakteristisch ist seine Äußerung, er habe Napoleon unbedingt nur bis zum 18. Brumaire geliebt; denn da habe dieser die Freiheit verraten.[1]) In der gleichen Weise läßt sich seine Verehrung für Christus erklären, die er in den Reisebildern „Die Stadt Lucca" sehr deutlich begründet: „Er ist der Gott, den ich am meisten liebe — nicht weil er so ein legitimer Gott ist, dessen Vater schon Gott war und seit undenklichen Zeiten die Welt beherrschte, sondern weil er, obgleich ein geborener Dauphin des Himmels, dennoch demokratisch gesinnt, dennoch keinen höfischen Zeremonialprunk liebt, weil er kein Gott einer Aristokratie von geschorenen Schriftgelehrten und galonierten Lanzenknechten, und weil er ein bescheidener Gott des Volkes ist, ein Bürgergott, un bon Dieu citoyen. Wahrlich, wenn Christus noch kein Gott wäre, so würde ich ihn dazu wählen, und viel lieber als einem aufgezwungenen, absoluten Gott würde ich ihm gehorchen, ihm, dem Wahlgotte, dem Gotte meiner Wahl." Darin beruht seine Verehrung für den Heiland der Christen; und als er die christliche Askese zu hassen begann, und als ihm klar wurde, daß Moses noch freier dachte als Christus, da entstand seine Verehrung für den großen Propheten, und ich möchte bezweifeln, ob die „Hoheit Christi" darunter keine

---

[1]) Vgl. Heine: „Reisebilder." Reise von München nach Genua.

„wesentliche Einbuße“ erfuhr. Interessant ist, daß Heine gerade das Nationale an Jesus oft hervorhebt. Als ihm auf seinem Krankenlager sein Bildnis gezeigt wurde, ein getreues Konterfei des kranken Poeten, da rief er aus: „Ja, ja, das ist das wahre Bild unseres Herrn — er war ja auch ein Jude!“

Wenn die Figur Mosis in der kräftigsten Manneszeit des Dichters hinter der Erscheinung Christi zurücktrat, so hat das neben der Verkennung der Freiheitsidee des Propheten auch noch einen anderen Grund. Weill verdient in der hierher gehörigen Darstellung vollkommenes Vertrauen, weil sich seine Äußerungen fast ganz mit denen decken, die Heine in den „Geständnissen“ thut.

„Rien de plus imposant,“ so sagt der Dichter zu Weill, „que la grande figure de Moïse. Quel géant! Et que le mont Sinaï parût petit sous Moïse debout! Ce mont n'est que le socle sous les pieds d'un mortel dont la tête touche au ciel et au délà pour parler à Dieu.

Dans ma jeunesse, dominé par l'esprit hellénique, je n'aimais pas trop Moïse lui reprochant son antipathie contre l'art plastique, sa haine contre toute figure faite de main d'ouvrier (sic!), oubliant que Moïse lui-même était un des plus grands génies artistiques du monde avec la différence que son art ne vise que le colossal et l'éternel. Il a élevé des pyramides d'hommes; il a taillé des obelisques de mortels. Il a pris une pauvre tribu de pâtres et en a fait un peuple à l'épreuve des siècles, un peuple grand, éternel, saint, un peuple de Dieu pouvant servir de modèle à tous les autres peuples de la terre, un peuple prototype de l'humanité! Il a créé Israël!“ . . . . .

In den „Geständnissen" heißt es hierüber: „Diese große Figur hat mir nicht wenig imponiert. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, daß Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht. Gott verzeih' mir die Sünde — manchmal will es mich bedünken, als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich, ähnlich im Zorn und in der Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Ähnlichkeit ist zu frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, daß Moses trotz seiner Befeindung der Kunst dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen ägyptischen Landsleuten, nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie diese Ägypter formierte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen anderen Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte! Er schuf Israel." . . . . .

Nachdem sich Heine noch über das Verdienst der Juden geäußert hat, das in der Erhaltung der Bibel bestehe, nachdem

er die Großartigkeit dieses Schriftdenkmals hervorgehoben hat, spricht er über die Freiheit bei Moses:

„Au lieu de lutter contre l'impossibilité, au lieu de décréter follement l'abolition de la propriété, Moïse n'a aspiré qu'à la moraliser. Il a harmonisé la propriété avec la morale, avec le droit de la raison pure, et il a atteint son but par le dîme, la septième année de friche forcée et l'introduction du Jubilé, époque à laquelle toute propriété aliénée retournait au premier propriétaire. . . . Liberté! Liberté! telle est toujours la première et la dernière pensée de l'Émancipateur du genre humain. Il haïssait jusqu'à l'indignation tout esclavage, tout esprit servile. Un esclave qui s'était vendu par pauvreté, affranchi par sa loi au bout de sept ans et qui ne voulait plus quitter la maison de son maître, Moïse ordonne que ce chenapan, ce gueux incorrigible soit marqué par un trou dans le lobe de l'oreille que son maître lui perçait contre le montant de la porte. O Mosché Rabênou, notre maître instituteur, adversaire déclaré de tout esclavage, passe-moi ton marteau et ton clou, afin que je perce les longues oreilles de nos esclaves sentimentaux, portant la livrée noir, or et rouge, contre la porte de Brandenbourg, à Berlin!"

„Anstatt gegen die Unmöglichkeit zu kämpfen, anstatt thörichterweise die Abschaffung des Eigentums zu beschließen, strebte Moses nur danach, es zu moralisieren. Er hat das Eigentum mit der Moral vereinigt, mit dem Recht der reinen Vernunft, und er hat sein Ziel erreicht durch den Zehnten, durch das siebente Jahr des Brachzwanges und durch die Einführung des Jubeljahres, ein Zeitabschnitt, in dem jedes veräußerte Eigentum zum ersten Eigentümer zurückkehrte . . . . . Freiheit! Freiheit! Das ist immer der erste und letzte Gedanke des Emanzipators des Menschengeschlechts. Er haßte bis

zum Unwillen jede Sklaverei, jeden knechtischen Geist. Gegen einen Sklaven, der sich aus Armut verkauft hatte und durch sein Gesetz am Ende der sieben Jahre frei wurde und das Haus seines Herrn nicht mehr verlassen wollte — ordnet Moses an, daß dieser Strauchdieb, dieser unverbesserliche Bettler gekennzeichnet werde durch ein Loch im Ohrläppchen, das sein Herr ihm am Aufstieg des Thores durchbohrte. O Mosche Rabenu, unser Meister und Erzieher, erklärter Feind jeder Sklaverei, gieb mir deinen Hammer und deinen Nagel, damit ich die langen Ohren unserer empfindsamen Sklaven durchbohre, in der schwarz-rot-goldenen Livrée, am Brandenburger Thor in Berlin!"

Weill sagt hierauf zu ihm: „Vous devez vous rappeler, Et Hakadachas veét Haschahéphés, ces terribles maledictions hébraiques", und Heine erwidert: „C'est, en effet, la grandeur incommensurable de Moïse". Ihm imponierte das Furchtbare, das Gewaltige.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Heine eine geheime Liebe zum religiösen Judentume bewahrt hat, vielleicht aus Verehrung für das Alter der Tradition, oder auch weil sie ihm von den bestehenden Glaubensbekenntnissen die beste zu sein schien. Daß er die Dogmen des Mosaismus anerkannte oder einigermaßen von der Göttlichkeit oder Offenbarung der jüdischen Religion überzeugt gewesen sei, kann kein Mensch behaupten. Allerdings hat er vom Judentum nie so verächtlich gesprochen wie vom Christentum; man denke an die Äußerung: „und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzusehr genierte."[1]) Mit der Religion der Juden hatte er nur die Einheit Gottes gemein, was in seinem 1851 verfaßten Testamente ausgedrückt ist: „Ich sterbe mit dem Glauben an einen ewigen Gott, Erschaffer der Welt, dessen Barmherzigkeit ich anrufe für meine

[1]) Heinrich Heine. Erinnerungen von Alfred Meißner. Hbg. 1856.

unsterbliche Seele.“ Im allgemeinen hatte er seinen eigenen Glauben, und jeder, der ihn zum gläubigen Christen oder Juden stempeln will, irrt. — Sehr richtig stellt Berthold Auerbach in seiner Abhandlung über das Judentum und die neueste Literatur[1]) Heines Bekenntnis dar; nur die Gründe sind zu sehr subjektiv und nicht immer wahr. Er schreibt: „Das Christentum ist ihm ein längst antiquiertes Institut und das Judentum eine verweste schmutzige Pflanze, die er nur wieder zerreiben will, um Juden und Christen damit zu ärgern (?); er kann für die rehabilitation de la chair, seinen neuen Kult, keine Spiritualisten, wie er die Christen, und keine Deisten, wie er die Juden nennt, brauchen, wie er überhaupt keine Menschen will, deren Streben innere sittliche Vervollkommnung erzweckt . . . .“ (?)

Der Dichter selbst schreibt an Moser den 23. August 1823: „Ich habe ihnen (den Juden) doch schon den Wahn benommen, daß ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. Daß ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, daß es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt. Doch der geborene Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viele Schmerzen verursacht; geschieht es auf eine Weise dennoch, so hat es seine besonderen Gründe: Gemütsweichheit, Starrsinn und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengifts.“ Auch eine Stelle aus dem „Rabbi von Bacharach“ erklärt sein Verhältnis zur Religion. Da sagt Don Isaak

[1]) Vgl. Ad. Strodtmann: Heinrich Heines Leben und Werke. Hbg. 1884.

Abarbanel, in dessen Person sich der Dichter selbst dargestellt hat, zum Rabbi: „Ja, ich bin ein Heide, und ebenso zuwider wie die dürren, freudlosen Hebräer, sind mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsere liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzensreichen Mutter des Gekreuzigten niederkniee und bete. — Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben.“ Heine hat keine besondere Neigung zur Religion der Juden; er wünscht sogar, daß jeder religiöse Unterschied verschwinde.[1]) Und wenn er trotzdem gegen jede Reform im Judentum ankämpft, wird man wohl annehmen können, daß ihn ein anderes Band mit seinen Stammesgenossen verbindet als der Glaube, zumal da er diesen auch formell ablegte und dennoch die Liebe zum Judentum behielt.

Obwohl Heine seine Taufe nicht zu verläugnen pflegte und für die jüdische Religion immerhin mehr Sympathie empfand als für die christliche, hat er am 7. Oktober 1835 im Journal des Débats erklärt, er sei kein Israelit, habe nie einen Fuß in eine Synagoge gesetzt, er gehöre der lutherischen Kirche an, die er nicht verlassen werde. Diese Erklärung beruht zwar nicht ganz auf Wahrheit; denn durch seinen eigenen Brief ist ja bekannt, daß er in der Synagoge zu Hamburg eine Predigt des Dr. Salomon gehört habe, aber in der Hauptsache hatte er recht, er war Protestant und ist es geblieben.

Er konnte nicht begreifen, daß man Jude sein kann, ohne an die mosaische Religion zu glauben, obwohl man sich sehr wohl einen Araber vorstellen kann, der Christ ist.[2]) Es

---

[1]) Vgl. „Das neue israelitische Hospital zu Hamburg“: „ . . . wird einst der Enkel genesen und vernünftig sein und glücklich?“

[2]) Wie ich im Anfange der Arbeit sagte, ist Religion und Nationalität im Judentum zu eng verbunden, als daß die Lossagung

herrschte offenbar ein Widerspruch in Heines Wesen, der auf diesen Zwiespalt beruhte. — Alfred Meißner giebt in seinen Erinnerungen[1]) folgende Worte wieder, die der Dichter ihm gegenüber ausgesprochen hat: „Ich konnte mich ihnen (den Juden) nicht ausschließlich opfern, wie z. B. Herr Gabriel Rießer und Andere; ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Christen oder Juden sein . . . Es wäre abgeschmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachsagte, mich je geschämt hätte, ein Jude zu sein, aber es wäre ebenso lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerksam durchblättern, werden Sie manche Stellen finden, welche das jüdische Volk in Schutz nehmen. Wie ich geboren bin das Schlechte und Verlebte, Absurde, Falsche und Lächerliche einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern.“ Diese Worte sprechen von einer wahren Liebe und Achtung für das Judentum, und der Dichter schämt sich nicht, ein Jude zu sein,[2]) dennoch aber kann er nicht behaupten, er wäre einer. Es ist wunderbar, daß die Biographen Heines, besonders diejenigen, die sein Verhältnis zum Judentum darstellen, auf diesen scheinbaren Widerspruch nicht aufmerksam machten. Ich sage „scheinbar“; denn was er zu Meißner sagte, ist sehr verständlich und erklärlich und giebt ein ganz eigenartiges Bild von des Dichters Stellung zum Judentume.

---

von der Religion (durch die Taufe) nicht auch eine Trennung von der nationalen Gemeinschaft nach sich ziehen müßte. In der Theorie ist die Zugehörigkeit zu nur einem von beiden wohl möglich und bei der exzentrischen Natur Heines sehr erklärlich.

[1]) H. Heine. Erinnerungen 2c.

[2]) Es heißt ausdrücklich: „ein Jude zu sein“, nicht etwa „gewesen zu sein.“

Er war ein Nationaljude, instinktiv; sein Nationalitätsgefühl war und blieb ein Gefühl, das nicht in sein Bewußtsein gelangte; daraus sind seine Widersprüche zu erklären.

Der national fühlende Jude bleibt Jude, trotz des Taufwassers und seines Unglaubens; daher würde er es abgeschmackt finden, wenn er sich schämen sollte, ein Jude zu sein. Und dennoch war er überzeugt, daß er keiner sei, weil er nur von einer jüdischen Religion etwas wußte, und von ihr hatte er sich losgesagt. Er selbst befand sich offenbar in einem Zwiespalt, für uns liegt aber kein Grund vor ein Mißverständnis in dem Gemüt des Dichters als einen thatsächlichen Widerspruch anzusehen. Nunmehr wird man auch die Gedanken verstehen, die Heine in seiner Schrift „Über den Denunzianten" äußert." Es gilt ihm da „dem Publikum zu zeigen, welche Bewandtnis es hat mit jenem bramarbasierenden Helden der Nationalität (Wolfgang Menzel), jenem Wächter des Deutschtums, der beständig auf die Franzosen schimpft und die „armen" Schriftsteller des jungen Deutschlands für lauter Franzosen und Juden erklärt hat. Für Juden, sagt Heine, das hätte nichts zu bedeuten; wir suchen nicht die Alliance des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, daß Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet sich nicht an die überwelkten Reize der Mutter, wenn einem die alternde Tochter nicht mehr behagt."

Warum leugnet Heine so häufig seine Zugehörigkeit zum Judentume? Er hatte nicht zu befürchten, daß sein Name weniger gelten werde, wenn man ihn für einen Juden hielte; dazu war er schon zu bekannt. Aber der Dichter, dessen Ehrgeiz die gewöhnlichen Grenzen überschritt, hegte wahrscheinlich die größte Besorgnis für seinen Ruf, und man weiß, wie unüberlegt und unvernünftig er oft gehandelt hat um seiner

gekränkten Eitelkeit willen. In seinen „Gedanken und Einfällen" giebt er auch den Grund für seine Zurückhaltung in jüdischen Dingen an. „Die Geschichte der neueren Juden ist tragisch", schreibt er, „und schriebe man über dieses Tragische, so wird man noch ausgelacht — das ist das Allertragischste." Aber derartige Erscheinungen können das Gesamturteil durchaus nicht beeinflussen.

Man wird fragen: Wie konnte Heine die Juden lieben, wenn er sie so häufig mit den derbsten Beleidigungen überschüttete? Da muß man zunächst im Auge behalten, daß auch ein Dichter ein Mensch ist, behaftet mit den allgemein menschlichen Gebrechen. Nicht selten erlebt man es, daß jemand, dem vor Gericht Unrecht geschehen ist, gegen das gesamte Rechtswesen eingenommen wird. So kann man sich auch nicht wundern, daß Heine, der am meisten durch die Juden und seine jüdische Abstammung zu leiden hatte, seinem Unwillen Worte lieh. Aber dieser Haß war nur gegen eine Gruppe gerichtet und allzu äußerlich, als daß er in der Tiefe seines Gemütes eine Wandlung hätte hervorrufen können. Dafür spricht ein Brief, den er am 23. August 1823 an Moser schrieb und in dem es heißt: „Die Juden sind dort (in Hamburg) miserables Pack; wenn man sich für sie interessieren will, darf man sie nicht ansehen, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten." Nach seinem Übertritt zum Christentume ist er, wie Gabriel Rießer[1]) in seinen „jüdischen Briefen" nachweist, von den Juden stets bekämpft worden, obwohl sein Porträt in die „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte" aufgenommen wurde. Juden waren es meistens, die Heine Schmerz verursachten, indem sie ihn bei seinem Oheim und auch sonst, wo es möglich war, verleumdeten.

---

[1]) Vgl. Ad. Strodtmann: Heinrich Heines Leben und Werke

Und sie bildeten gewissermaßen den Hauptbestandteil der Welt, über die sich Heine in einem Sonett beklagt:

„Die Welt war mir nur eine Marterkammer,
Wo man mich bei den Füßen aufgehangen
Und mir gezwickt den Leib mit glühenden Zangen
Und eingeklemmt in enger Eisenklammmer . . . .“

Nun wird man auch das kurze Zwiegespräch aus den „Gedanken und Einfällen“ verstehen:

„B. Wenn ich von dem Stamme wäre, dem unser Heiland entsprossen, ich würde mich dessen eher rühmen als schämen.

A. Ach, das thät' ich auch, wenn unser Heiland der einzige wäre, der diesem Stamme entsprossen — aber es ist demselben soviel Lumpengesindel ebenfalls entsprossen, daß diese Verwandtschaft anzuerkennen sehr bedenklich ist.“

Man haßte den Dichter unter der Judenschaft in Deutschland und wurde von ihm wieder gehaßt. Wie Alexander Weill erzählt, hat Heine einmal zu ihm gesagt: „J'ai dit quelque part que le judaïsme était, non une réligion; mais un malheur, j'aurais dû dire le judaïsme allemand.“ Wenn diese Nachricht auf Wahrheit beruht — und es liegt kein Grund vor, Weill in diesem Falle nicht zu glauben — dann ist Heines Ansicht über das Judentum ziemlich geklärt. Man kann überhaupt nicht annehmen, daß eine angeborene Neigung, die Heines Liebe zum Judentume thatsächlich war, plötzlich durch äußere materielle Umstände vollständig vergehen kann.

Im Gegenteil, er bedauerte das Judentum, daß es durch einzelne schlechte Elemente, die es enthalte, in den Augen der Welt gesunken sei. In seinen „Gedanken und Einfällen“ schreibt er: „Die jüdische Geschichte ist schön; aber die jungen Juden schaden den alten, die man weit über die Griechen

und Römer setzen würde. Ich glaube, gäbe es keine Juden mehr und man wüßte, es befände sich irgendwo ein Exemplar von diesem Volke, man würde hundert Stunden reisen, um es zu sehen und ihm die Hände zu drücken — und jetzt weicht man uns aus!“ Er hatte die Überzeugung, daß man die Juden mehr achten würde, wenn sie sich ihres alten Judentums nicht schämten und hie und da Neuerungen schafften, die keinen sittlichen Fortschritt, sondern eine sinnlose Nachäffung bedeuteten. Daher rührt seine Abneigung gegen die damals entstehenden Reformgedanken. „Wir haben nicht mehr die Kraft einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Haß zu dulden.“ So schreibt er an Wohlwill. „Das ist das Motiv unserer Reformation. Die einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfingen, wollen dem Judentum neue Dekorationen geben, und der Souffleur soll ein weißes Bäffchen statt eines Bartes tragen.“ Man kann doch sicherlich nicht behaupten, daß Heine gegen Bildung und Aufklärung des Volkes war, besonders, wenn es sich darum handelte, es von der Religion abspenstig zu machen. Also fürchtet und verspottet er hier nicht die Reform des Gottesdienstes, sondern die Sucht, das alte Judentum abzuschütteln; seine Worte erklären sich also nur aus dem gekränkten Nationalgefühl. Daher ist es auch keine bloße Phrase, wenn er in seiner Schrift „Über Polen“ beteuert: „Dennoch, trotz der barbarischen Pelzmütze, die seinen Kopf bedeckt, und der noch barbarischeren Ideen, die denselben füllen, schätze ich den polnischen Juden weit höher als so manchen deutschen Juden, der seinen Bolivar auf dem Kopf und seinen Jean Paul im Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschiedenheit wurde der Charakter des Juden ein Ganzes, durch das Einatmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum hete-

rogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengaßmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber als Mancher in all seiner staatspapiernen Herrlichkeit." Ein charakteristischer Zug seines national-jüdischen Gefühls ist auch der Haß gegen das jüdische Protzentum und die jüdische Tauflust. Da läßt er denn seinen treffenden Witz sprühen, „die Blitze, die mit jüdisch-talmudischer Elektrizität geladen sind," wie Grätz sich ausdrückt.[1]) So verspottet er in dem bekannten Gedichte: „Deutschland, ein Wintermärchen,"[2]) den Komponisten Mendelssohn, von dem er sagt:

„Der Abraham hatte mit Lea erzeugt
Ein Knäblein, Felix heißt er,
Der brachte es weit im Christentum,
Ist schon Kapellenmeister."

Mit noch größerem Tadel wendet er sich gegen den Baron Rothschild.[3]) „Ich hätte ihm (Shylok) etwas mitzuteilen gehabt, was ihm Vergnügen machen konnte, daß z. B. sein Vetter, Herr von Shylok, zu Paris der mächtigste Baron der Christenheit geworden und von Ihrer katholischen Majestät den Isabellenorden erhalten hat, welcher einst gestiftet ward, um die Vertreibung der Juden und Mauren aus Spanien zu verherrlichen." Das schrieb Heine im Jahre 1838, als er bereits dreizehn Jahre lang der christlichen Gemeinschaft angehörte. Man sieht daraus: Der Dichter würde den Orden nicht angenommen haben, der die Unglückszeit der Juden

---

[1]) Grätz: Geschichte der Juden.
[2]) Vgl. Kap. XVI.
[3]) Shakespeares Frauen und Mädchen: Porzia.

verherrlichte. Zugleich erkennt man auch seinen Grimm gegen die Apostaten des Judentums, gleichviel ob sie sich wörtlich oder moralisch von ihrer Volksgemeinschaft lossagen, von dem verfolgten Stamme, den sie aus Feigheit verlassen.

Der Dichter wird immer da am meisten empört, wo er an Judenverfolgungen denkt. Und er hält sich für einen bedeutenden Verteidiger auf dem Felde der Judenkämpfe; sein Schlachtruf werde in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallen. Im Jahre 1822, als er in Berlin studierte, sagte er einmal zu seinem Vetter Schiff:[1] „Auch dergleichen (Judenhetze) kann nicht mehr vorfallen! Denn die Presse ist eine Waffe, und es giebt zwei Juden, welche deutschen Styl haben. Der eine bin ich, der andere Börne.“ Und er hat Wort gehalten. In derben Redewendungen hat er seinen Ärger über die Judenverfolgungen dargelegt, und die grimmige Ausdrucksweise in diesen Schriften gleicht nicht dem witzig satirischen Tone, dessen er sich sonst zu seinen Kämpfen bediente.

Im Jahre 1840 tauchte in Damaskus die Sage auf, die Juden hätten einen Kapuziner getötet, um sein Blut am herannahenden Passah-Feste zu verwenden. Der Pascha that nichts gegen die Ausschreitungen der Christen und gegen die Gewaltthätigkeiten, die sie sich den Juden gegenüber zu schulden kommen ließen, er hatte vielmehr seine Freude daran, einen Feind durch den andern aufreiben zu sehen. Der französische Konsul in Damaskus, Graf Ratti-Menton, hat dabei die Rolle des Hetzers gespielt. Heine geißelt in einem ganzen Kapitel seiner Schrift über „die parlamentarische Periode des Bürgerkönigtums“ das Benehmen des Grafen und die Dummheit des Volkes, das irgend einem Gerüchte Glauben schenkte und

[1]) Dr. H. Schiff: Heinrich Heine und der Neuisraelitismus. Briefe an Strodtmann. Hamburg 1866.

gegen unschuldige Leute zu Mördern und Räubern würde. Nach mannigfachen Abschweifungen kommt er immer wieder auf die Damascener Judengeschichte zurück. Er spricht seine Verachtung gegen die europäische Judenschaft aus, die bei all dem Unglück ihren Indifferentismus bewahre und lieber Erziehungsanstalten für junge Adlige gründe (Moses alias Baron Delmar) und im Parlament „schöne Reden halte über die Konversion der Renten und den Diskonto der Bank.“ (Bénoit Fould). „Unter den getauften Juden“, schreibt der Dichter, „sind viele, die aus feiger Hypokrisie über Israel noch ärgere Mißreden führen, als dessen geborene Feinde. In derselben Weise pflegen Schriftsteller, um nicht an ihren Ursprung zu erinnern, sich über die Juden sehr schlecht oder gar nicht auszusprechen . . .“ Seine Erbitterung macht wie gewöhnlich bald einer schrofferen Tonart Platz, und sein ganzer Unwille geht hervor aus den Worten: „Nein, die Nachkömmlinge Israels, des reinen, auserlesenen Priestervolkes, sie essen kein Schweinefleisch, auch keine alten Franziskaner, sie trinken kein Blut, ebenso wenig wie sie ihren eigenen Urin trinken, gleich der heiligen Elisabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.“ Hermann Schiff ist der Ansicht, daß auch „der Rabbi von Bacharach“ eine mittelbare Folge der Judenverfolgungen ist, und er schreibt darüber an Strodtmann (2. Brief): „Heine konnte nicht gut ohne Erbitterung an eine Judenverfolgung denken, und hier überließ er sich rücksichtslos seinem lyrischen Zorn, was einer Novelle nicht ersprießlich war.“

Nicht nur in dieser Weise verteidigte Heine die Juden, er wollte nicht einmal den Gedanken aufkommen lassen, als wären seine Stammesgenossen schlechter denn irgend ein anderes Volk auf der Erde. Als der „Paria“ von Michael Beer erschien, schrieb er an Moser (21. Januar 1824): „Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich, daß

der Paria ein verkappter Jude ist. Man muß alles aufbieten, daß es niemand einfalle, letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indischen Paria, und es ist dumm, wenn man diese Ähnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten und stockprügelwertesten ist die saubere Idee, daß der Paria mutmaßt: seine Vorfahren haben durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter sie ausspricht. (Tu n'oses pas mal interpreter cette expression: ein Jude, ein Wasserdichter, that will not say a jew, who is a waterpoet, but a jew, who is not yet baptized, a water-proof-jew!) „Ich wollte, Michael Beer wäre getauft und spräche sich derb echt almansorig in Hinsicht des Christentums aus, statt daß er dasselbe ängstlich schont und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt." In seiner Abhandlung über „Shakespeares Frauen und Mädchen (Jessika)," unternimmt er eine Verteidigung des geschmähten Shylok, der seit Shakespeare für eine Personifikation des Judentums angesehen wurde. „Aber der Genius des Dichters," sagt Heine, „der Weltgeist, der in ihm waltet, steht immer höher als sein Privatwille, und so geschah es, daß er in Shylok, trotz der grellen Fratzenhaftigkeit, die Justifikation einer unglücklichen Sekte aussprach, welche von der Vorsehung aus geheimnisvollen Gründen mit dem Haß des niederen und vornehmen Pöbels belastet worden und diesen Haß nicht immer mit Liebe vergelten wollte." Er sieht in Shylok einen Mann, der fortwährend geschmäht und betrogen wird und mit Recht freudig die Gelegenheit ergreift, wo er an seinen Feinden Vergeltung üben kann. Heine zitiert eine Stelle aus Shakespeare, nach der Shyloks Schlechtigkeit durch das Verhalten der Christen, die ihn hintergehen wollten, gerechtfertigt wird, und fragt darauf: „Wo steckt da die christliche Liebe?" Wahrlich, Shakespeare

würde eine Satire auf das Christentum gemacht haben, wenn er es von jenen Personen repräsentieren ließe, die dem Shylok feindlich gegenüberstehen, aber dennoch kaum wert sind, ihm die Schuhriemen zu lösen.“ . . . . „Nein, Shylok liebt zwar das Geld, aber es giebt Dinge, die er noch weit mehr liebt, unter anderen auch seine Tochter.“ Diese rührende Liebe des Geldmenschen zu seinem Kinde hat Heine noch gefühlvoller an einer anderen Stelle der „Reisebilder“ dargestellt. Er war am Versöhnungstage in der Synagoge zu Venedig und hörte die im Totengewande eingehüllten Juden weinen und klagen, und ganz hinten will er auch den Shylok bemerkt haben, und er glaubte seinen Schmerzensruf zu hören: „Jessika, mein Kind!“ Die tief empfundene Darstellung zeugt von dem jüdischen Gefühl des Dichters, der seinen Stammesgenossen einen der edelsten Vorzüge, die zärtlichste Liebe zu ihren Kindern, zuschreibt. In Jessika sieht Heine nicht die Jüdin, sondern nur das schwache Weib. Sie sei keusch, weil sie sich schäme, Knabentracht anzuziehen. „Vielleicht in diesem Zuge,“ sagt er, „möchte man jene sonderbare Keuschheit erkennen, die ihrem Stamme eigen ist und den Töchtern desselben einen so wunderbaren Liebreiz verleiht . . . .“

Über diese Kritik des Shylok schreibt Schiff in seinen Briefen an Strodtmann (Brief 6): „Ja, diesmal ist Heine ehrlich! diesmal will er nicht ärgern, vielmehr er ärgert sich. Sheakespeare muß es büßen, daß er es wagte, einen Juden auf die Bühne zu bringen . . .“

Man sieht hieraus, wie der Dichter für seine Stammesgenossen fühlte, und daß er in keiner Zeit seines wechselvollen Lebens die Liebe zu seiner Nation und den Kummer um sie verloren hatte. Ein wesentlicher Bestandteil seiner ganzen Lebensaufgabe gehörte ja dem Kampfe für die Gleichstellung

der Juden. In seinem Nekrolog auf Ludwig Marcus[1]) sagt er: „Ja, der Staat mag noch so keck sein Haupt tragen und mit breiter Brust allen Stürmen trotzen, das Herz in der Brust und sogar das stolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müssen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeschränkungen sind solche Hühneraugen an den deutschen Staatsfüßen.“ Schon in seiner frühesten Jugend bildete die gesellschaftliche Freiheit der Juden einen hervorragenden Punkt seines Programms. K. Goedeke sagt daher mit Recht in dem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Literatur“ (Band 3), daß der Dichter im Verein für jüdische Bildung nicht vorteilhaft habe wirken können, weil er mehr auf die gesellschaftliche Gleichstellung als auf innere Reform des Judentums gesehen habe. Er liebte die Juden und strebte stets danach, ihre Lage zu bessern; aber auch die ideale Seite des Judentums fand seinen Beifall, und er hielt so fest an ihr wie nur irgend einer, der die Nationalität mit vollem Verständnis betont und verteidigt.

Am 9. Januar 1824 schrieb der Dichter an Moser: „Vom Verein[2]) schreibst Du nur wenig. Denkst Du etwa, daß die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so am Herzen liege wie sonst? Du irrst Dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab' ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Jeruscholajim! sind ungefähr die Worte des Psalmisten und es sind auch noch immer die meinigen. —“ Am Anfange des Gedichts „Jehuda ben Halevy“ drückt er diesen Gedanken der Treue zum Judentum noch einmal aus.

---

[1]) H. Heine: Ludwig Marcus, Denkworte.

[2]) Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden.

Er beginnt:

„Lechzend klebe mir die Zunge
An dem Gaumen, und es welke
Meine rechte Hand, vergäß' ich
Jemals dein, Jerusalem — “

Wort und Weise, unaufhörlich
Schwirren sie mir heut' im Kopfe,
Und mir ist, als hört' ich Stimmen,
Psalmodierend, Männerstimmen —

Mit der Verehrung für die heilige Stadt der Juden verband er auch die Liebe zu ihrer Sprache und ihrer Poesie. Im „Jehuda ben Halevy“ sagt er:

„Sonderbar!“ — setzt sie (Mathilde) hinzu —
„Daß ich niemals nennen hörte
Diesen großen Dichternamen,
Den Jehuda ben Halevy.“

Liebstes Kind, gab ich zur Antwort,
Solche holde Ignoranz,
Sie bekundet die Lakunen
Der französischen Erziehung,

Der Pariser Pensionate,
Wo die Mädchen, diese künft'gen
Mütter eines freien Volkes,
Ihren Unterricht genießen —

Alte Mumien, ausgestopfte
Pharaonen von Ägypten,

Merovinger Schattenkön'ge,
Ungepuderte Perrücken,

Auch die Zopfmonarchen Chinas,
Porzellanpagodenkaiser —
Alle lernen sie auswendig,
Kluge Mädchen, aber, Himmel!

Fragt man sie nach großen Namen
Aus den kühlen Goldzeitaltern
Der arabisch-althispanisch
Jüdischen Poetenschule,

Fragt man nach dem Dreigestirn,
Nach Jehuda ben Halevy,
Nach dem Salomon Gabirol
Und dem Moses Iben Esra —

Fragt man nach dergleichen Namen,
Dann mit großen Augen schau'n
Uns die Kleinen an, alsdann
Stehn am Berge die Ochsinnen.

Raten möcht' ich Dir, Geliebte,
Nachzuholen das Versäumte
Und hebräisch zu erlernen —
Laß Theater und Konzerte,

Widme ein'ge Jahre solchem
Studium, Du kannst alsdann
Im Originale lesen
Iben Esra und Gabirol

Und, versteht sich, den Halevy,
Das Triumvirat der Dichtkunst,
Das dem Saitenspiel Davidis
Einst entlockt' die schönsten Laute."

Noch deutlicher in mancher Hinsicht äußert sich der Dichter in seinem Buche „Le Grand", wo er von seiner Abneigung gegen die in der Schule aufgedrungenen alten Sprachen redet: „Mit dem Hebräischen ging es besser; denn ich hatte immer eine große Vorliebe für die Juden, obwohl sie bis auf diese Stunde meinen guten Namen kreuzigen."

Seiner Liebe zum Volksstamm der Juden hat der Dichter ein Denkmal gesetzt in dem bekannten Fragmente „der Rabbi von Bacharach", über das er am 25. Juni 1824 an Moser schreibt: „Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium, und ganz besonders viel historica judaica. Letztere wegen Berührung mit dem Rabbi und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurigen Annalen durchblättere, eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Richtung wird mir gewiß in der Folge sehr zu statten kommen." Vier Monate darauf schrieb er an Moser: „Er (Rabbi v. B.) wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegenteil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wieviel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbeirufe." In den „Geständnissen" giebt er den Grund dafür an, daß er die Juden so oft verspottete und leistet gleichsam Abbitte: „Wie über den Werkmeister, hab' ich auch über das Werk, die Juden,

nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet; denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Ebenso wenig die Thaten der Juden wie ihr eigentliches Wesen sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und wie im Mittelalter sind sie auch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis . . . .“

Mit der Liebe und Bewunderung der Juden verband der Dichter ein Mitleid, das so ergreifend dargestellt ist, wie nie vorher und nachher von einem in der modernen Welt erzogenen Menschen. Wer kennt nicht die schönen Worte im „Rabbi von Bacharach,“ die da lauten: „Der Rabbi riß sich von ihm (Jäkel, dem Narren) los und ging mit seinem Weibe weiter die Judengasse hinauf. „Sieh, schöne Sara,“ sprach

er seufzend, „wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche **Freunde** hüten seine Thore von außen, und drinnen sind seine **Hüter** Narrheit und Furcht!“ Geradezu erschütternd wirkt das Gedicht, das im Anschluß an den „Rabbi“ geschrieben wurde:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Märtyrerlied,
Das ich so lange getragen
Im flammenstillen Gemüt!

Es dringt in alle Ohren
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Ein Dichter, der nicht mitfühlt mit den Leiden des Volkes, kann nicht so singen. „Seltsames Volk,“ sagte Heine einmal zu Meißner,[1]) „das seit Jahrhunderten immer geschlagen wird, immer weint, immer duldet, fortwährend von seinem Gotte vergessen wird und doch so zäh und treu an ihm hängt wie kein anderes unter der Sonne. O, wenn Märtyrertum

[1]) Alfred Meißner: H. Heine, Erinnerungen.

adelt und Geduld und Treue, Ausdauer im Unglück, so ist dieses Volk adlig vor vielen anderen. Lesen wir doch die Geschichte des Mittelalters, dieser klassischen Zeit des verbündeten Pfaffen- und Ritterthums, es giebt kein Jahr darin, das für die Juden nicht bezeichnet wäre durch Foltern, Scheiterhaufen, Enthauptungen, Brandschatzungen und Massacres! Und zwar leiden die Juden unter den Anhängern Christi, den durch ihre Religion gebildeten, immer mehr als unter den rohesten und wildesten Völkern, Polen und Hungarn, Beduinen, Chazygen und Mongolen! O, es ist doch ein schönes Ding um die Religion der Liebe! Wissen Sie wohl, daß in Rom, der Metropole des Glaubens, zwei Jahrhunderte hindurch (1464—1688) die Juden am letzten Karnevalstage nackt, nur mit einer Binde um die Lenden bekleidet, ein Wettrennen abhalten mußten zur Ergötzung des Pöbels? Wieder kommen hier die Armen mit jenen verhängnisvollen Tieren[1]) in Verbindung, es liefen nämlich: 1. Die Esel, 2. die Juden, 3. Die Büffel, 4. die Berberpferde; man stieg von den niedrigsten und verächtlichsten Tieren zu den edelsten empor. . . ."

Wenn dem Dichter sein Nationaljudentum auch nicht ganz klar im Bewußtsein war, so hat er doch nicht selten kund gethan, daß er sich für einen Juden der Nationalität nach halte, was man wohl mit Recht annehmen kann, weil er da von Juden im Gegensatz zu Deutschen und zu Franzosen spricht. An Moser schrieb er am 21. Januar 1824: „Eigentlich bin ich kein Deutscher, wie du wohl weißt (vide Rühs, Fries[2]) a. m. O.). Ich würde mir auch nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. O ces sont des Barbares!" Fanny Lewald erzählt in ihrer Skizze, daß sich Heine einmal in Lob-

---

[1]) Kurz zuvor sprach er davon, daß nach Tacitus die Juden von den Eseln abstammen sollten.

[2]) Rühs und Fries waren eifrige Gegner der Judenemanzipation.

sprüchen auf Alexander Dumas erging und dabei sagte: „Die Franzosen haben das mit den Juden gemein, daß sie erhabene Menschen sind, treue Freunde, aufopferungsfähig, sogar Prinzipienreiter bis zur äußersten Konsequenz, wie z. B. der wackere und höchst ehrenwerte Gustav Planche, wenn sie gut sind; im entgegengesetzten Falle — wehe! — Sie sehen, ich bin aufrichtig — machen Sie sich den Schluß auf mich selber."

Es ist unzweifelhaft, daß Heine sich hier für einen Juden und nicht für einen Franzosen ausgeben wollte. Er hat Frankreich nie für seine Heimat, sondern stets für ein Exil gehalten, und er sagt auch in seinen „Gedanken und Einfällen": „Mein Geist fühlt sich in Frankreich exiliert, in eine fremde Sprache verbannt." Zu Strodtmann sagte er: „In Bezug auf das, was wir gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeist, doch konnte ich mich nicht eines gewissen Schauers erwehren, wenn ich etwas thun sollte, was nur halbwegs als ein Lossagen vom Vaterland erscheinen mochte. Es wäre für mich ein entsetzlicher, wahnsinniger Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, ich sei ein deutscher Poet und zugleich ein naturalisierter Franzose." Diese Worte sind charakteristisch; denn der gute Jude liebt zwar das Land in dem er geboren ist, aber „was man Patriotismus nennt," die Begeisterung, ist bei ihm naturgemäß ausgeschlossen. Daß der Dichter sich in Wahrheit nie vom Judentume losgesagt hat, spricht er einem Freunde gegenüber aus, „der ihm erzählte, daß man viel von seiner Bekehrung rede, ja sogar behaupte, daß er sich wieder dem Judentume zugewendet habe." „Ich mache kein Hehl," erwiderte Heine, „aus meinem Judentum, zu dem ich nicht zurückgekehrt bin, da ich es niemals verlassen hatte. Ich habe mich nicht taufen lassen aus Haß gegen das Judentum . ."[1])

---

[1]) Vgl. Karpeles: Heinrich Heines Biographie. Hamburg 1885.

Diejenigen Autoren, die mit dem Dichter verkehrten oder ihn kannten, sind sich auch ganz klar über Heines Gesinnung und Eigenart. Fanny Lewald sagt in ihren „Erinnerungen“: „Nur das spezifisch Orientalische, das Jüdische in Heine hat Nerval[1]) nicht in Betracht gezogen, und doch ist dieses sehr vorherrschend.“ Anatole Leroy-Beaulieu[2]) („Les Juifs et l'antisémitisme.“ — „Le Génie juif et l'esprit juif“ in der Revue des deux Mondes) sagte in seiner Antwort auf die Frage: „Hat der Jude eine nationale, speziell semitische Geistesrichtung, besitzt er Eigenschaften des Verstandes, die ihm durchgehend eigen sind?“ u. a.: „Sil reste aux Juifs un génie national, c'est chez l'auteur des Reisebilder que nous avons le plus de chance de le découvrir. Il a eu beau se faire baptiser, il garde la marque d'origine. Vous ne le comprendrez point si vous oubliez qu'il est né juif.“ „Wenn den Juden ein nationales Genie geblieben ist, findet es sich beim Verfasser der Reisebilder, was wir am besten beurteilen können. Er hat sich getrost taufen lassen können, er behält den Stempel der Abstammung. Sie werden ihn nicht verstehen, wenn sie vergessen, daß er als Jude geboren ist.“

Das ist das Judentum Heines, eines Mannes, der sich taufen ließ, nicht trotz der Liebe zu seiner Nation, sondern weil er nicht wußte, warum er sie liebte. Während die sich aufgeklärt nennenden Juden zu seiner Zeit nicht weniger als heutzutage die nationale Zugehörigkeit, so gut es ihre Physiognomie gestattete, zu verheimlichen pflegten, schien es

---

[1]) Französischer Übersetzer Heines.

[2]) Louis P. Betz: Heine in Frankreich. Zürich 1895.

Heine, der getaufte Jude, darauf abgegesehen zu haben, seine Nationalität, wo es nur möglich war, in den Vordergrund zu stellen. Auch wenn er es nicht selbst versicherte, müßte man zur Überzeugung gelangen, daß er das Judentum nicht aus Haß verlassen hat, sondern daß es eine unglückliche Liebe des Dichters war, die sicherlich nicht zum wenigsten seinen Weltschmerz verursachte. Und so muß man wohl oder übel dem Xanthippus[1]) beipflichten, wenn er, obgleich in vorwurfsvollem Tone, behauptet: „Heine ist eben durch und durch Jude, kein echter Deutscher.“

[1]) Was dünkt Euch um Heine? Ein Bekenntnis von Xanthippus (Pseudonym für F. Sandvoß). Leipzig 1888.

Druck von Siegfried Scholem, Berlin S., Sebastianstr. 20.

